

(Nachdruck verboten.)

3)

Die flucht.

Von R. Bagynowski.

„Bitte sehr, meine Herren! Bitte!“ rief der Hausherr. Der Älteste kommt zuerst an den Galgen, oder soll's der Reichste sein, weil Ihr Socialisten seid?“ Er trat mit dem gefüllten Glase auf Tscherewin zu, und stieß dann der Reihe nach mit den andern an. „Ihnen biet' ich keinen an, oder trinken Sie doch zins, dem Feste zu Ehren?“ fragte er im Vorbeigehen Alexandroff, und als dieser den Kopf schüttelte, trat er zu Niehorski und Krassuski.

„Und jetzt mit Euch, meine Herren!“ begann er polnisch. „Denn wenn unser Herrgott auch schon lange geboren ist — ist's doch traurig, das Fest allein zu feiern. Man muß mit den Wölfen heulen. Und es sind nun schon zwanzig Jahre her, seit ich in diesen Steppen und Wäldern lebe, und in der ganzen Zeit hab' ich niemand aus der Heimat gesehen, hab' meine Sprache schon verlernt gehabt, bis Sie nun . . .“ Hier brach er ab und leerte das Glas mit einem Zuge.

Niehorski umarmte ihn und küßte ihn herzlich auf den spröden, thränenbenetzten Schnauzbart, und dann beugte sich Krassuski zu dem Laudsmann nieder.

„Nun geht's schon wieder los: pschy, pschy. Ohne Intrigue geht's nun einmal bei den Polen nicht ab,“ flüsterte Tscherewin scherzhaft. Die andern sahen zartfühlend weg, und nur Delille machte eine teilnehmende Handbewegung. Aber niemand achtete auf ihn, denn Tscherewin verabschiedete sich eben vom Gastgeber und den andern Genossen. Herr Jan war ihm beim Anziehen des Pelzes behilflich, begleitete ihn ehrerbietig bis an die Thür und kehrte dann schnell zu seinen Gästen zurück.

Die waren schon dabei, Platz zu nehmen, daher schleppte er Stühle, Kisten und Schemel herbei, kletterte dann auf die hochgetürmten Kissen seines Bettes, zog die Dose aus der Tasche und sagte: „So, jetzt wollen wir lustig sein!“

Der dampfende Samowar wurde auf den Tisch gestellt. Aber der Frohsinn wollte sich nicht einstellen: die Gäste mochten keinen Schnaps trinken, nahmen den Thee nur widerwillig, aßen mit langen Bähnen und saßen schweigend und nachdenklich da, ohne einander anzusehen. Der Hausherr versuchte sie zu zerstreuen; aber seine Mühe blieb ohne Erfolg: auch ihm „Frabbelte“ etwas an der Seele herum. Das Feuer war ausgebrannt und am Erlöschen. Der glimmende Gluthaufen beleuchtete die Menschen am Tische mit seinem letzten, roten Schein, aber in den Winkeln der Stube war es schon ganz dunkel. Der geleerte Samowar summt leise; leise klirren die im Dunkeln vorichtig hin- und hergeschobenen Tassen; die Menschen schwiegen, und aus der Stube nebenan tönte der wehmütige, einförmige, gurgelnde Gesang eines Jakuten zu ihnen herüber. Samuel, der mit großen Schritten in der Stube auf- und abging, trat plötzlich an den Tisch, wählte mit zitternder Hand eine leere Tasse und stellte sie vor Jan hin. „Schenk' ein!“

„Nein, nicht hier, nur nicht hier! Kommt lieber zu mir!“ rief Niehorski lebhaft und bedeckte die Tasse mit der Hand.

„Weshalb nicht hier? Hier geht's auch!“ beteuerte Jan, aber da er sah, daß seine Gäste alle aufstanden und sich zum Fortgehen ansetzten, gesellte er sich nach einigem Nachsinnen auch zu ihnen. „Na, meinewegen! Aber wir nehmen auch von hier ein Fläschchen mit . . . Bist Du verdreht? Geh' die Mühe her!“ schrie er seine Frau an und riß ihr seine Pelzmütze aus den Händen, die sie protestierend und aufgebracht hinter ihrem Rücken zu verbergen suchte.

„Keinen Augenblick kann er zu Hause bleiben! In solch einem großen Feste! Sie sind Dir mehr als Deine Frau!“

„Am Alltag heißt's: bleib' — denn Du mußt arbeiten; am Feiertag heißt's: bleib' — denn 's ist Feiertag! So nimm doch Vernunft an, Weib!“

3.

Der kurze Wintertag ging zur Neige. Der sehr schmale und blasse Streifen der Abendröte färbte den Rand des

Firmamentes noch rot, aber den Rest des Himmels hatte die sterndurchwirkte, nebelumschleierte Nacht schon in Besitz genommen. In den emporschwebenden Nebeln vereinten sich die Sterne am Horizont und die von den Hütten aufsteigenden Feuerfunken zu einem einzigen, zauberhaften Schwarm. Aus all den fünfzig Schornsteinen des Städtchens stiegen Rauchwolken und Funfengarben empor. Da war kein Fenster, aus dem es nicht festlich strahlte. Nur die Kirche und das Haus der Polizeiverwaltung, die größten Gebäude in Dschurdtschnj, schliefen dunkel und verlassen im Nebel.

Niehorski wohnte am entgegengesetzten Ende der Stadt, wo die Herrschaft der Seen und Wälder begann. Seine Jurte war reinlich, aber klein. Als sie dieselbe erreicht hatten, öffnete der Wirt seinen Gästen die Thür, blieb aber selbst draußen, um einen Arm voll Holz aufzulesen, denn zu einer gewählten und gesuchten Bewirtung gehört in Dschurdtschnj mit Recht vor allem ein gutes Feuer.

Als er das Holz endlich im Ofen geschichtet und mit einem Streifen Birkenrinde angezündet hatte, züngelte das schwache Flämmchen lange an den gefrorenen Scheiten auf und nieder, ehe es sie zischend umfassen konnte. Aber kaum war das geschehen, so wurde allen heimischer zu Mute. Das Feuer knisterte, das Holz prasselte, die kleinen Klöße barstten, und ab und zu flog eine Kohle lustig ins Zimmer. Grelles Licht drang, den Schein der Kerze dämpfend, plötzlich in die entferntesten Winkel. Dicht aneinandergedrängt umgaben die erstarrten Verbannten den Herd, jogen die Wärme und den Glanz des Feuers wolkig ein und lauschten dem Säusen und Singen der Flammen und Funken, die in die weite Welt hinausstoben. . . . Endlich fing Samuel leise an zu singen:

„Jugendzeit,
Goldene Zeit!“

„Wirklich, Samuel, Du könntest was singen! . . . Es ist so traurig heut!“ riefen die andern alle durcheinander.

„Umsonst singen — läßt die Kehle nicht klingen. Vor allem müssen wir eine „Riumesscha“ trinken!“ sagte Jan in seinem russisch-polnischen Kauderwelsch und füllte ein Glas.

„Was soll ich Euch singen?“ fragte Samuel, indem er Jan das leere Glas zurückgab und die Genossen mit glänzenden Augen ansah.

„Den Kuduck! . . . Den Kuduck!“ — —

Heil wohl ruft der graue Kuduck
Früh, frühmorgens im Morgenschein,
Heil wohl weinen die jungen Selben
Im Türkenjoch, in der Ketten Pein!

Glas wanderte von Hand zu Hand und bei der Strophe:

„Ueber das blaue Meer . . .“

fielen einige, ihrer Sache augenscheinlich nicht allzu sichere Stimmen schüchtern mit ein, während der Vers:

„Und dort in der Ukraine
Scheint die Sonne golden,“

schon im Chor erklang.

Samt dem Rauche schwang sich der Gesang den breiten Schornstein hinauf in die Luft, wurde vom Winde erfaßt und weiter getragen.

„Pst!“

„Horch! Die „Verbrecher“*) singen!“ sagten die Nachbarn, die Kosaken und Jakuten, und traten vor die Thür, um frische Luft zu schöpfen, sich die Sterne anzusehen und dem fremden, zum Herzen dringenden Liede zu lauschen.

„Das kommt aus fremden Landen! . . . Aus fremden Landen!“ seufzten die Frauen. — —

Indessen leerten die Sänger ein Glas nach dem andern. Bald sangen alle ohne Ausnahme. Nur Niehorski sang nicht, und trank auch nicht. „Ich brauch' heut gar nicht zu trinken, um trunken zu sein!“ sagte er, den auf ihn Einstürmenden wehrend, „singt nur!“

Je mehr sich die bauchige Flasche leerte, desto verschiedenartiger wurden Inhalt und Melodie der Lieder, desto wunderlicher wurden ihre Töne. Endlich kam Jan, der am

*) „Verbrecher“ nennt das Volk in Sibirien die politisch Verbannten zum Unterschied von den „Kosjelenjets“ — Anstiehlern, d. h. Kriminalverbrechern, die lebenslanglich nach Sibirien verschickt werden.

Der Anekdoten-Veteran.

Von Hans Jarius.

Noch höre ich sein letztes: „Hab' ich Ihnen schon die Geschichte erzählt von dem und dem . . . ?“ Wenige Tage darauf hat ihn ein schnelles Altersende hinweggeführt in das Land der großen Pointe. Mit ihm ist die Freude um der Schreck aller seiner Freunde und Bekannten davongegangen, ein Eimer, in seinem „Fach“ so groß wie ein Napoleon in dem seinigen. Daß wir ihn nur ja nicht vertauschen mit den an allen Begrändern wild wachsenden Anekdotenritten, die ewig ihre paar Erinnerungen aus Meidingers erster Auflage so aufdringlich und so wenig eindringlich wie möglich zum besten oder schlechtesten geben! Er war kein Lieutenant, Archibald de Joznoza aus der Operette „Der Hofnarr“, der die Menschheit mit zwei Anekdoten versorgt: der einen (die doch nie kommt) von der Kardinalswitwe, und der andern, wie er mit Kolumbus Amerika entdeckt hat — bis man beide Anekdoten in einem Anallerbendbuch in seine Rocktasche findet.

Nein: unser Held war ein Künstler der Anekdote, ein Verehrer der Pflückerkunst in seiner Kunst und Wissenschaft, ein Hasser des Dilettantismus. Ich höre, den letzten Anstoß zu seinem Ende soll einer der krampfhaftesten Mergeranfalle gegeben haben, in die er verfiel, wenn jemand eine Anekdote auch nur mit einem einzigen „Kunstfehler“ erzählte. Diesmal soll es die Geschichte gewesen sein von dem Kranken, den der Wärter beim Baden unter Wasser tauchte. „Untertauchen“, rief der Herausgekommene atemlos. „Untertauchen, hat der Doktor gesagt“, rief er, als er das zweite Mal aus dem Wasser emporgekommen. „Untertauchen, hat der Doktor gesagt, sollen S' mich“, rief er zum drittenmal — und „Untertauchen, hat der Doktor gesagt, sollen S' mich nicht“, zum viertenmal. Nun mußte unser Held den Schmerz erleben, zu hören, wie dieser die Geschichte so erzählte, als sei sie einem Stotterer passiert. Er soll so wütend geworden sein, daß er schon anfing, die Pointe dieser Anekdote zu erklären — was gegen seine eigene Prinzipien war. Ich kann ihm den tödlichen Schmerz nachfühlen. Schon einmal war es ihm ähnlich ergangen. Das geschah mit der Geschichte von den Münchener im Hofbräu, den ein Norddeutscher fortwährend vergebens zum Reden bringen wollte, bis er auf den schließlichen Verwunderungsausbruch des Fremden mit aller Maßfrugruhe antwortete: „I red' net.“ Damals erzählte jemand diese Geschichte mit dem Schlusssatz: „Heut red' i nit.“ Unser Freund wartete gar nicht ab, daß jenem Unglücksmenschen erst noch der Standpunkt klar gemacht wurde. Er ging heim, legte sich und blieb tagelang krank.

Zu seiner damaligen Krankheit beschäftigte er sich mit einer Gedankenarbeit, die ihm ebenso wichtig schien, wie andern die Befreiung der Sklaven oder die Errichtung automatischer Restaurants. Er klassifizierte nämlich die Feinde des Menschengeschlechts. Lange schwanke er, ob er an erster Stelle die nennen sollte, die beim Erzählen einer Anekdote die Pointe zuerst bringen, oder die, welche die Pointe zwar an richtiger Stelle, aber falsch angeben. Endlich entschied er sich dafür, diese doch noch milder zu beurteilen als jene; denn, meinte er, bei jenen ist alles rettungslos verloren, während bei diesen doch noch ein Helfer in der Not berichtigend und rettend einspringen kann. Dann kamen weiterhin die Klassen derer, die beim Erzählen nicht ernst bleiben können (die „Lachtöter“, wie er sie nannte); weiterhin die, welche beim Hören zu frühe lachen, weil sie die Pointe schon gekommen glauben (sie „essen unreifes Obst“); ebenso die, die sich mit dem Erzähler um die logische Berechtigung der Pointe herumstreiten, wie zum Beispiel bei der Antwort auf die Frage, was ein Theaterbillet sei — es sei aufzubewahren und auf Verlangen vorzuzeigen; usw. usw.

Noch eine wichtige Klassifikation beschäftigte ihn während dieser Krankheit. Er brachte seinen Vorrat in eine systematische Ordnung. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß er sich jede Anekdote, die er kennen lernte und des Behaltens würdige, notierte — erst mit kurzen Schlagworten und dann in ausführlicher Textierung; wobei es ihm allerdings manchmal passierte, daß er den Zusammenhang der notierten Schlagworte vergessen hatte. Kurz, es wurde nun der Vorrat gegliedert, und zwar ganz biologisch in „Familien“ usw. So grupperte er denn seine Schätze fein säuberlich als „Mitoschgeschichten“, „Stottergeschichten“, „Gotelwandgeschichten“ (wie Einer durch die Wand hindurch hört, was drüben vorgeht), „polnische Judengeschichten“, „bayrische Pfarrergeschichten“, „sächsische Dialektgeschichten“, und was weiß ich, wie viele noch! Der Umstand, daß er fort und fort mit „Uebergängen“ zu thun bekam, die er nicht leicht einreihen konnte, machte ihn zum leidenschaftlichen Darwinianer. So oft er von einem Anti-Darwinianer hörte, fragte er sarkastisch: „Der hat wohl nicht viele Anekdoten zu erzählen?“ — Allein das „Einteilungsprinzip“ des Inhaltes war für ihn genug. Er bemühte sich einige andre, teilte zum Beispiel seine Schätze danach ein, wem sie zu erzählen seien, und bildete auf diese Art neue Gruppen von Geschichten: für Kinder bis 7 und bis 14 Jahren, für uneheliche, für jungverheiratete, für altverheiratete Damen, für Gebildete und Ungebildete, für Untergebene und Vorgesetzte und dergleichen mehr. Noch eifriger jedoch beschäftigte ihn die Verteilung der Anekdoten auf die Tageszeiten, für die ihm ihr Vortrag am passendsten erschien. Dem arbeitsfertigen Berufsmenschen hatte er schon früh morgens zum Antritt der Tagesschiicht Arbeit- und Bureauengeschichten mitzugeben; für die Höhepunkte der täglichen

meisten krank, ganz aus dem Takt, und alle andern überschreiend, sang er vollständig auf eigene Faust.

„Der blökt aber!“
„Und wie falsch dazu!“
„Unerträglich!“
„Still!“

„'s ist ne Schande!“
„Unter die Bank mit ihm!“ riefen sie ihm lachend zu.
„Was versteht Ihr davon, Ihr Grünshäbel! Das ist ja erst das echte, rechte!“ fauchte er sie an. „Wir haben's gelungen, als wir, die Sense in der Hand, auf die Kanonen losgingen!“ Er stemmte die Hände in die Seiten, stellte die Beine noch weiter auseinander und brüllte, die „Doppelklinte“ in die Luft stredend:

„Wie der Leu
In der Wüste freil
Gange, hange, hange, hange!
Noch ist Wem“) uns nicht verloren,
Drum den Schreden abgeschworen!
Gange, hange, hange, hange.“

Die weiteren Worte des Liedes waren ihm entfallen, aber sie hatten alle genug davon, denn das: Gange, hange! konnte sich ins unendliche wiederholen.

Sie versuchten, ihn zum Schweigen zu bringen, aber als sie sahen, daß es unmöglich war, sagte Samuel resigniert: „Laßt ihn in Ruhe! Mag er singen — dem Feiste zu Ehren . . .“

Und der Chorgesang zerstreute sich, löste sich in einzelne Melodien, Wörter, Töne auf. Jeder sang, was er wollte, was ihm im Gedächtnis haftete, was er am liebsten hatte, und mit den Liedern kamen unmerklich auch die Erinnerungen dahergezogen. Die Melodien verstimmten eine nach der andern. Nur Jan brüllte noch, obgleich er schon ganz heiser war. Endlich brach auch er, erstarrt von dem eingetretenen Schweigen, ab und sah sich um.

„Na, was ist los?“
„Nichts!“

„Ich will's Euch sagen“, sagte Niehorski mit etwas unsicherer Stimme; „es . . . ist doch etwas los . . . denn . . . wir fliehen . . . ich muß es Euch jetzt sagen . . . ich will die Gelegenheit benutzen . . . da wir . . . alle zusammen sind. Wir kommen alle um vor Sehnsucht, wir gehen zu Grunde. Ist's also nicht besser . . . statt hier langsam zu verglimmen . . . sich aufzuraffen und . . .“

Ein tiefes Schweigen herrschte in der Stube.

„Ich fliehe“, sagte Woronin entschieden, indem sein düsteres Antlitz aus der Dunkelheit auftauchte. Aber niemand unterstützte ihn; es schien, als warteten sie alle noch auf etwas.

„Wir fliehen, gewiß fliehen wir!“ wiederholte Niehorski begeistert. „Dieser Plan ist sicher nicht wahrwizig. Hört zu; Ihr werdet bald überzeugt sein.“

Er ergriff die Kerze, ging schnell auf die an der Wand hängende Landkarte zu und zog die andern mit sich fort.

Hier ist Dschurdschnj“, sagte er, mit dem Finger darauf zeigend, „und hier der Fluß — und dies ist die Tschelensja, sein Nebenfluß. Seht Ihr, wie weit nach Westen seine Duellen reichen? Von dort bis an die Lena ist's nicht weiter, als hundert bis hundertfünfzig Werst! Eine Kleinigkeit! Und der Berggründen ist auch leicht zu überschreiten: er ist niedrig und schmal, ich hab' die Eingeborenen gefragt. Auf diesem Wege pflegen die Tungusen ihre Waren nach Dschurdschnj zu bringen. Nur eins ist nicht günstig — meinen sie: außer in der nächsten Umgegend der Städtchens giebt's nirgends Menschen. . . . Aber das paßt uns ja gerade . . . Was meint Ihr? Also ich nehme an, wir gelangen das Thal der Tschelensja entlang an den Berggründen und passieren ihn; am westlichen Abhang des Gebirges — hier, dicht dabei, sind die Duellen eines andern Flüsschens, eines Nebenflusses der Lena. Der ganze Weg führt also an Flußthälern entlang. Wir werden ungefähr neunhundert Werst zurückzulegen haben, nun, sagen wir: ein ganzes Tausend. Im schlimmsten Falle wird uns der ganze Sommer darüber hingehen. Dann wählen wir einen geeigneten Platz, um zu überwintern. Alexandroff und Krassuski verstehen ganz gut mit der Art umzugehen, die andern werden's lernen. Wir bauen ein ganz kleines, enges Haus, nur um einen Unterschlupf zu haben. Wir werden jagen, Fische fangen. Dort giebt's viel Wild.

*) Joseph Dem. Polnischer General. Leitete 1848 die Verteidigung Wiens und wurde Nachfolger Görgeys im Oberkommando des ungarischen Revolutionsheeres.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeit hielt er die gerstreutesten Professoren und für ihre Ruhepunkte die angeheitertsten Verwechslungsanekdoten bereit. Dann aber kam die große Schichtung gemäß der noch zulässigen Erzählbarkeit. Zuerst rangierte die große Menge der Geschichten, die zu jeder Tages- und Nachtzeit zulässig, jedoch vor 9 Uhr abends am besten angebracht und nachher schon zu „blau“ waren. Eine feine Nuance trennte von ihnen die „bis 10 Uhr abends“. Sie haben bereits einen leisen „Bildgeschmack“, so leise freilich, daß sie noch in jeder „bürgerlichen“ Gesellschaft und vor allen halbwegs erwachsenen Damen erzählt werden konnten. Hier, um 10 Uhr, begann die erste „Hauptgrenze“; jenseits dieser Grenze kam das „schärfere Gewürz“. Bis 11 Uhr konnten noch etliche liberale Respektpersonen und „klemmes de trente ans“ mit in Betracht gezogen werden; und bis 12 Uhr gab es immer noch Rücksichten auf „Laientreife“. Die Mitternachtsstunde aber bedeutete für unsern Biologen der Anekdote die zweite „Hauptgrenze“: jetzt geschah die große Scheidung zwischen „Laientum“ und „Fachmannschaft“, jetzt blieben einzig noch die begnadeten Menschen übrig, die — wie er sich ausdrückte — „die Form vom Inhalt zu unterscheiden“ vermochten; jetzt kam nicht mehr die Person des Hörers, sondern nur einzig noch die „Stimmung der Stunde“ in Betracht, um die letzte Kategorientrennung vorzunehmen. Bis 1 Uhr morgens konnte jeder Anatom zuhören, ohne zu erröten, bis 2 Uhr noch jeder Soldat, bis 3 Uhr noch jeder Weinreisende, bis 4 Uhr noch jeder Bewohner des Affenhauses im „Zoologischen“; von 4 Uhr ab vermochte auch dafür niemand mehr gutzustehen . . .

Unser Held war aber auch ein origineller Pädagoge. Er verstand es, Kindern die Allgemeinbildung durch Anekdoten beizubringen. Was der Äquator sei, lehrte er sie mittels der Geschichte von dem Kapitän, den einige Passagiere fragten, ob man den Äquator nicht sehen könne, und der sie daraufhin durch ein Fernrohr einen quer vor das Okular gespannten Faden sehen ließ. Aber nicht nur eine Erziehung des Menschengeschlechtes durch Anekdoten, sondern auch eine ebensolche zu ihnen verlangte er. Beides sollte vereinigt werden in einer „Hochschule der Anekdote“; und ich glaube gehört zu haben, daß sich in seinem Nachlaß ein Legat zur Vorbereitung dieses Unternehmens fand.

Wunderbar war die Menschenliebe dieses Mannes. Es bedeutete ein Stück seiner Herzenswärme und seiner moralischen Weltanschauung, daß er in dem Gesamtschatz seiner Erzählungen keinen Stand und Rang, keine Nation und Volksschicht überging. Hielt ihn jemand für einen Antisemiten, so strafte er ihn dadurch, daß er ihm solange keine jüdischen Geschichten mehr erzählte, bis jener um Vergebung gebeten. Seiner eignen Gattin auch nur eine Anekdote zu verheimlichen, hätte er für die größte eheliche Untreue gehalten. Ich kann von der Erinnerung an dieses Menschenmysterium keinen besseren Abschied nehmen, als durch die Wiedergabe eines Ausrufes, der ihm einst aus dem Innersten drang. An einem Stammtisch lernte er einen andern Virtuosen der Anekdote kennen — „den einzigen, der mir gefährlich werden kann“. Er fragte mich nach dessen persönlichen Verhältnissen; als ich ihm bemerkte, daß jener ein Wittwer sei, entrang sich seiner Brust das Wort: „Und der Arme hat keine Frau, der er die Geschichten nach Hause bringen kann!“ —

Kleines feuilleton.

K. Urga, die Stadt des „lebenden Buddha“. A. G. Gales, der Kriegerkorrespondent der „Daily News“, der zusammen mit Kingswell eine gefährliche Reise durch die Mongolei unternahm, berichtet nun ausführlicher von dem, was er gesehen, und von der Verschwörung gegen die Engländer, von der er vernommen. Tibet erscheint ihm vor allem als eine geistige Macht, als das heilige gelobte Land, nach dem die Augen der ganzen buddhistischen Welt gerichtet sind, und dessen früher so fest verschlossene Bezirke alles Teure und Verehrungswürdige bergen, so daß ein Forttreiben dieser mystischen Umgebungen, wie es durch die Engländer geschehen, in allen Kreisen bei Hoch und Niedrig als eine Entweihung der Religion und eine Profanierung des Göttlichen erscheint. Er fährt dann fort: „Sechzehn Tage und Nächte bin ich auf einem Kamel durch die Wüste Gobi geritten, bis ich in den Mauern des Tempels stand, der dem lebenden Buddha in Urga geweiht ist. Urga ist die Hauptstadt der Mongolei und das zweite Centrum des ganzen Buddhismus in der Welt. Uffasa, der Vorort des buddhistischen Glaubens und die Hauptstadt Tibets, birgt den Dalai Lama, das Haupt der buddhistischen Religion. Im ganzen weiten Osten giebt es keinen Ort, wo er nicht Anhänger hätte, und größer ist die Menge der Gläubigen, die ihm dienen, als die Zahl derer, die sich zu Jesus bekennen. Und die Grundformel dieses Glaubens, die Botschaft, die er verkündet, ist — Friede. Trophige Männer mit stolzem, heißen Blut sind um ihn geschart, Männer, die bis zum Tod mutvoll kämpfen würden, wenn ihre Priester es geböten. Doch er bündigt sie mit einem milden Blick, hält sie von Gewaltthaten zurück, eingedenk der Lehre, daß ein strenger Buddhist kein Menschenleben vernichten darf. In Urga hat der zweite Beherrscher der buddhistischen Gläubigen seinen Sitz, der „lebende Buddha“. Auf meinem Wege zu seinem Tempel sah ich Anzeichen, die mich überzeugten, daß der Buddhismus eine lebendig wirkende Macht ist, und einen gewaltigen Einfluß besitzt, daß er ein Faktor ist, mit dem man rechnen muß. Pilger sah ich aus China, die dem „lebenden Buddha“ ihre Huldigung darbrachten. Heiliger

Ernst lag auf ihren Bügen und sie waren erfüllt von der Bedeutung dieser Stunde, die Söhne aus dem Himmelschen Reiche. Einige hatten sich selbst Bußen auferlegt für begangene Sünden, denn beim Gehen warfen sie sich in Zwischenträumen von wenigen Metern mit dem Gesicht nach unten der ganzen Länge nach in den Schmutz. Einige waren abgezehrt bis auf Haut und Knochen und sahen wie lebende Stelette aus, denen nur noch die religiöse Inbrunst eine geheime Lebenskraft einzuhauchen vermochte, die spizen Wadenknochen schienen durch die Haut hindurchzustechen; dünn, blutlos und blau die zusammengepreßten Lippen, die Gesichter so starr wie bei Toten, die Augen eingesunken und verborgen in den Höhlungen unter den Augenbrauen, doch glühend in fanatischer Seligkeit, und von heißer Sehnsucht nach Frieden leuchtend für die gequälte und gehegte Seele, die nur durch die Buße Ruhe finden kann. Zurück aus Sibirien sah ich russische Untertanen, doch Verehrer des Buddha, Friedensjünger gütige Kiesen mit mächtigen Gliedern, die Weihgeschenke demütig in der Hand, nach Urga kamen und es, Haß gegen England im Herzen, verließen. Ich sah Mongolen, prächtig gebaute kraftvolle Menschen, Männer mit schweren schlafträgen, tief liegenden Augen, Männer mit vieredigen Kiefern, vorstehenden Wadenknochen, großen Nasenlöchern — das waren die Krieger des Landes, die in stiller Ehrfurcht zu ihrem Gotte wallten. Manche Leute waren monatelang auf dem Wege. Und auch ich ließ mich von diesem Menschenstrom fortreiben, trug Geschenke in den Händen, um dem wunderbaren Mann zu huldigen, der das Schwert in der Scheide hält und Frieden gebietet. Seit Jahrhunderten strömen viele Priester in demselben Monat in Urga zusammen, um für den Frieden der Welt zu beten. Der lebende Buddha und die Buddha um ihn leiten dies Gebet und stimmen es feierlich an. Menschenalter sind dahingegangen, Herrschergeschlechter sind gestürzt worden, die Flüsse haben den Lauf geändert, aber das Flehen um den Frieden stieg jedes Jahr in die klare frische Luft der mongolischen Hauptstadt empor.

Da im Jahre 1904, wach ein andres Bild! Die Kunde erging, daß sich bewaffnete Männer eingedrängt hätten in das Allerheiligste und eine große Entrüstung bemächtigte sich der versammelten Priester. Es war ja nicht eine beliebige Stadt, die besetzt worden, sondern der Hort ihres Glaubens, die Burg ihrer Ideale und die von den Vätern geweihte Stätte ihrer Verehrung war entweiht und geschändet. Und in den Tempeln Urgas sprach man nun nicht mehr von Frieden, die Würdenträger der Kirche gingen mit finsternen Brauen herum, und die Sings klangen dumpf, trübe und unheilbringend. Die Lamas kamen von nah und fern aus Tibet, China und Indien. Auf prächtigen Pferden und kostbaren Kamelen kamen sie geritten, es nahen Priester in prachtvoll hellroten Gewandungen, die vom Sattel auf den Boden wallten. Priester in dunkelroten Kleidern mit grell-gelbem Kopfsputz. Sie saßen auf ihren Pferden eher wie Ritter, als wie Diener der Kirche. 25 000 Priester sah ich, verzerrte und ehrwürdige Greise, Jünglinge im ersten Morgenanzug der Jugend und reife Männer, und alle sprachen nur von dem Sakrileg, das an ihrem Höchsten begangen. Die Empörung der Priester drang unter das Volk; in wilder Aufregung verlangte es Bestätigung dieser dunklen Gerüchte, in ernstester Entschlossenheit schienen alle zum Kriege bereit, als sie von dem Einmarsch der Engländer in Uffasa hörten, doch die Priester mahnten zum Frieden, den die heilige Religion gebiete. Und als ich mich unter die Scharen dieser 25 000 Priester, die zu Urga versammelt waren, mischte, horchte ich auf mancherlei und das ist's, was ich vernommen habe: In jedem Winkel und jedem Gassen ganz Indiens und des weiten Asiens, überall da hin, wo der Buddhismus Freunde zählt und Anhänger hat, wird eine Botschaft ausgesandt, und sie ist inzwischen schon nach allen Richtungen hin ausgesandt, die das Vorgehen Großbritanniens in Tibet verurteilt. Pilger und Priester, Hausierer und Kaufleute, alle werden es ausbreiten, wie die Vögel Samenköerner von weit hertragen und sie fallen lassen auf allen Wegen, so daß die Saat weithin aufgeht. Und so wird diese Kunde hinausgetragen werden in alle fernen Lande und in den Wazaren Hindostans wird man ebenso mit Erbitterung davon erzählen wie in Tibet und in der Mongolei. —

Aus dem Tierleben.

io. Wie sich ein Tausendfüßler bewegt. Mit den merkwürdigen Formen der Hundert- und Tausendfüßler hat sich auch der Sinn des Volkes beschäftigt. Schon die Namen sind ein Beweis dafür, denn die Insekten dieser Gruppe haben weder tausend noch hundert Füße, aber jedenfalls eine verblüffend große Zahl, die der Einbildungskraft zu Uebertreibungen Veranlassung gegeben hat. Ein gewöhnlicher Tausendfüßler, wie wir ihn leicht im Erdboden aufspüren können, ist ein sonderbares Ding. Da er klein ist, sauber aussieht und keinerlei Waffen an sich vermuten läßt, wird sich auch nur ein äußerst ängstliches Gemüt davor scheuen, ihn sich genauer anzusehen. Man versuche einmal zu beobachten, was ein solches Tier mit seinen schier unzähligen Beinen anfängt. Wenn es sich fortbewegt, so geht es wie eine Welle durch die lange Reihe von faserartigen Beinchen, und man wird in der That eine Bewunderung dafür nicht unterdrücken können, daß dies nur wurmähnliche Insekt seine vielen Beine in so harmonischer Weise zu gebrauchen verliert. Ein bedeutender Zoologe hat kürzlich genau festzustellen versucht, wie ein Tausendfüßler über seine vielen Beine beim Gehen verfügt. Sie bewegen sich wirklich in Gruppen oder Wellen, jede Welle umfaßt eine ganz bestimmte Zahl von Beinen, wenigstens bei ein und derselben Art, während sie bei verschiedenen Arten der Familie wechselt.

Bei dem Peripatus, der als eine echte Zwischenform zwischen Insekten und Würmern angesehen wird, bewegen sich acht Beinpaare in einer Welle, beim eigentlichen Tausendfuß je 16. Die Zahl der Wellen, die über den Körper des Insekts hingehen, bis einmal die Länge vom Kopf bis Schwanzende durchgemessen wird, ist abhängig von der Zahl der Beine überhaupt und von der Zahl von Beinpaaren, die bei einer Welle beteiligt sind. Merkwürdig ist die Feststellung eines gewissen Gegenfazes zwischen Tausendfüßlern und Hundertfüßlern. Während sich die zu einem Beinpaar gehörigen Glieder beim Tausendfuß gleichzeitig in derselben Richtung bewegen, führen sie beim Hundertfuß in der gleichen Zeit die entgegengesetzten Bewegungen aus. Die Wellen gehen also bei ersterem über die lange Folge von Beinen auf beiden Seiten gleichzeitig, bei letzterem abwechselnd hin. Bei den Hundertfüßlern nimmt auch der Körper durch gewisse Bindungen an den Bewegungen teil, beim Tausendfuß nicht. —

Astronomisches.

ht. Die Perseiden, der Sternschnuppenschwarm, der regelmäßig in den Nächten vom 8. bis 12. August erscheint, zeigte sich bei der Beobachtung am Mittwoch auf der Plattform der Treptow-Sternwarte nicht besonders glänzend. Innerhalb zwei Stunden, von 1/2 10 bis 1/2 12 Uhr, wurden 14 meistens nicht sehr helle Meteore gezählt. Der Meteorenschwarm, dessen überaus langgestreckte Bahn die Erde alljährlich am 10. August kreuzt, ist vermutlich über die ganze Bahn ziemlich gleichmäßig ausgestreut, denn in jedem Jahre erblickt man nun schon seit etwa tausend Jahren diese Lichterscheinungen in annähernd gleichem Maße; in den letzten Jahren haben sie etwas nachgelassen, es passiert also gegenwärtig wohl eine Stelle mit einer weniger dichten Verteilung der Meteore die Erd- und Sonnen-nähe. Vor der Beobachtung erläuterte Direktor Krühenold in einem Vortrage den Zusammenhang der regelmäßigen Sternschnuppen mit den Kometen. Vorher ging er auf die interessante Methode des Photographierens der Sternschnuppen ein, die bei dem kurzen Aufblitzen dieser Erscheinungen nur durch die hervorragenden Fortschritte in der Herstellung lichtempfindlicher Platten möglich geworden ist. Die photographische Platte wird genau in die Brennebene der gegen das Firmament gerichteten Linse gebracht; diese Linse muß bei möglichst großer Oeffnung eine verhältnismäßig kleine Brennweite haben, um klare Abbildungen zu geben. Die Sterne bilden sich auf der Platte als feine Punkte ab; da jedoch das Himmelsgewölbe sich dreht, die Sterne also weiter wandern, so entstehen lauter feine Striche auf der Platte. Auch wenn eine Sternschnuppe durch das Gesichtsfeld fährt, bildet sie sich auf der photographischen Platte als feiner Strich ab. Während aber sämtliche Sterne in gleicher Richtung, in konzentrischen Kreisen um den Pol ziehen, schneidet der Strich, welcher die Bahn der Sternschnuppe darstellt, diese parallelen Striche der Sterne in irgend einer anderen Richtung. Wird dasselbe Meteor von verschiedenen Standorten aus beobachtet oder photographiert, so projiziert es sich auf verschiedene Stellen des Himmelshintergrundes, so daß seine scheinbare Bahn unter den Sternen je nach dem Standort des Beobachters verschieden ist. Gerade die Beobachtung eines Meteors von verschiedenen Punkten aus ist wichtig, weil man aus verschiedenen scheinbaren Bahnen seinen wirklichen Weg berechnen kann. —

Technisches.

— Ueber die geologischen Vorstudien und die praktischen Arbeiten am Simplontunnel hielt dieser Tage der Nationalrat Sulzer-Ziegler in der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft zu Winterthur einen Vortrag. Der praktische Ingenieur hielt, wie der „Frankische Kurier“ berichtet, eine scharfe Abrechnung mit den Theoretikern der Geologie, die, auf ihre früheren Studien am Gotthard, Mont Cenis und Arlberg gestützt, beim Simplon Voraussetzungen so bestimmter Art wie nie zuvor gemacht hatten, Voraussetzungen, welche durch die Ergebnisse des Tunnelbaues beinahe vollständig über den Haufen geworfen worden sind. Dieser irrigen Rechthaberei der Theoretiker ist jedoch allein ein riesengroßes Kulturwerk zu verdanken. Hätte man nämlich die unermesslichen Schwierigkeiten, Hemmnisse und Gefahren gekannt, die sich einstellten, ja, hätte man davon auch nur den zehnten Teil geahnt, so würde sich niemand an die Ausführung dieses Leben gefährdenden und ungezählte Millionen fressenden Unternehmens herangewagt haben. Die völlig unvorhergesehenen Schwierigkeiten stellten fünfmal das Zustandekommen des Tunnels überhaupt in Frage. Jetzt sind von 19 Kilometern nur noch 439 Meter zu durchbrechen. Man hört auf der Nordseite in Entfernung von 600 Meter die Schüsse von der italienischen Seite her. Die Fortsetzung des Schalls, d. h. die vom Dynamit verursachte Erschütterung gestattet die Hoffnung, daß die noch zu durchbrechende Strecke kompaktes Gestein sei, das weder Gefahren noch Schwierigkeiten bietet. Hindernisse, deren Bewältigung zum größten gehören, was die Bautechnik je geleistet, bereitete die Druckstelle auf der Südseite. Die zur Verringerung des Drucks gegen oben und nach den Seiten verwendeten Baumstämme (Eichen bis zu 70 und 100 Centimeter Mächtigkeit) bogen sich, splitterten und knickten wie Bündelholzchen. Wald mußten die allerstärksten T-Träger verwendet werden, die übrigens rascher Auswechslung und Erneuerung bedürfen, weil sie ebenfalls dem Druck nachgaben. Höchst bedrohlich für die Arbeiter wurde das

weiche und zermürbte Gestein. Je härter der Gneis oder Granit, um so schneller und gleichzeitig gefahrloser schreitet der Diamantbohrer und der Tunnel fort. Aber in dem leise herabrieselnden Schotter und Geröll lauert der Tod für den Arbeiter und die Vernichtung der Maschinen durch den Einsturz. Auf die weite Entfernung von 10 000 Meter mußte centimeterweise durch die peinlichsten Vorsichtsmaßregeln und durch die stärksten Stützbauten der Tunnel auf dem mühsamsten vorwärts getrieben werden. Leichter wurden die hohen Temperaturen überwunden. Die Geologen hatten nach ihren Erfahrungen die zu erwartende Temperatur auf höchstens 48 Grad Celsius berechnet; sie stieg jedoch auf 55 Grad. Ungeheuer waren die Schwierigkeiten durch Anschneiden der mächtigen Quellen, die bis zu 1100 Sekundenliter aus dem Felsen sprangen. Als das aller schlimmste stellten sich die heißen Quellen heraus; dagegen versagten alle Hilfsmittel der Technik. Die heiße (+ 72 bis 78 Grad Celsius), schenfeldische Springquelle auf der Seite von Brieg hat alle Versuche bereitet, auf der Nordseite den Stollen weiter zu treiben. Hier muß, vom Scheitelpunkt niedersteigend, die Bohrung von der Südseite den Feuerteufel besiegen, indem sie ihn durch die massenhaft niederstürzenden Ströme kalter Quellen erlöset. Der endgültige Durchschlag ist für die ersten Tage des Oktobers in Aussicht genommen; dann wird der Schweizer Arbeiter von Brieg dem Italiener von Iselle durch die Oeffnung der letzten Scheidewand die Hand reichen. —

Humoristisches.

— Progenstandpunkt. „Und dös woll'n Geschäftsent sein! Bei der ersten Flasch'n Champes hoach'n s' mi Euer Gnad'n und bei der sechsten Flasch'n schmeiß'n s' mi naus!“ —

— Praktisch. „Mein oan Buam laß i Metzger wer'n und an andern Wildbrethandler. Werd' an Metzger's Fleisch stüet, nacha verlaaft's der Wildbrethandler ums doppel.“ — („Simplicissimus“.)

Notizen.

— Das Deutsche Theater wird am 1. September mit Shakespeares „Troilus und Cressida“ eröffnet. Harry Walden und Anna Müller spielen die Titelrollen. —

— Neue freie Volksbühne. Die Opern-Vorstellung „Der polnische Jude“ findet nicht, wie irrtümlicherweise das Inserat der Donnerstagsnummer des „Vorwärts“ besagt, am Sonntag, den 14. August, nachmittags 3 Uhr, sondern morgen Sonntag, den 13. August, abends 8 Uhr, statt. Siehe heutiges Inserat. —

— Ein neues Lustspiel von Max Dreher: „Unsere Siebzehnjährige“ ist vom Lessing-Theater zur Aufführung erworben worden. —

— Gartleben hat seine Komödie „Ein wahrhaft guter Mensch“ vollständig umgearbeitet; das Stück wird zur Eröffnung des Lustspielhauses (Direktion Fiedel) gegeben werden. —

— Grabbes historische Tragödie „Kaiser Heinrich VI.“ wird, in der Bühnenbearbeitung von Karl Siegen, im Leipziger Stadttheater seine Uraufführung erleben. —

— Die Wasserpest, das verbreitete Unkraut, wird bei Riga von den Bauern schon lange zugleich mit Brauerei-Abfällen und Klee als Schweinefutter verwendet. In letzter Zeit verfütterte man es auch hier und da an Rindvieh. —

— Ein Lokalbahndi II schilbert der „Bairische Kurier“: Eine reizende Scene konnten dieser Tage Spaziergänger in der Nähe des Kajanengartens beobachten. In gemüthlichem Tempo nahte das „Zügler“ von Deisenhofen her gegen den Ostbahnhof zu. Den Passagieren, welche an und für sich auf dieser Bahnstrecke nicht durch „wahnwitzige“ Schnelligkeit verwöhnt sind, fällt aber nun endlich doch auf, daß das „Zügler“ fast gar nicht mehr vom Flecke kommt. Als aber die Zuggeschwindigkeit nicht einmal mehr das Tempo einer spazierengehenden Kinderschule erreichte, da — „fiel das den Passagieren uff!“ Und siehe da: Der Grund des Schandentempes war offensichtlich: Direkt vor der Lokomotive marschierte kalter Blutes ein etwa — dreijähriges Würschlein auf dem Bahngleise, das seine helle Lust daran hatte, wenn das „Lokomotiverl“ wie verrückt piff! Selig lächelnd trabte der Kleine unentwegt vor dem „Zügler“ und war durch keine Macht der Welt zu bewegen, das Geleise zu verlassen, während das „Eisenbahnle“ gemüthlich hinter ihm herkroch. Kurz vor der Station Giesing wurde endlich dann das „Hinderniß“ ergriffen und vom Bahnhofe aus als „verlaufen“ der Polizei gemeldet. Gegen Abend erschien auch die Großmutter des Würschleins und holte den „Wegwinger der Lokalbahn Deisenhofen“ nach Hause. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 14. August.